



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2016

Widersteht der Abgrenzung – Für eine Einheit in der Vielfalt

Kirsch, P ; Kübler, A ; Feld, G B ; Quednow, Boris B

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-132696>

Journal Article

Accepted Version

Originally published at:

Kirsch, P; Kübler, A; Feld, G B; Quednow, Boris B (2016). Widersteht der Abgrenzung – Für eine Einheit in der Vielfalt. *Psychologische Rundschau*, 67(3):193-196.

Widersteht der Abgrenzung – Für eine Einheit in der Vielfalt

Peter Kirsch, Andrea Kübler, Gordon B. Feld und Boris B. Quednow

Die Fachgruppe Allgemeine Psychologie hat mit ihrem Positionspapier zur Lage der Allgemeinen Psychologie eine sehr gute und wichtige Standortbestimmung ihres Fachs vorgelegt. Wir, die Sprechergruppe der Fachgruppe Biologische Psychologie und Neuropsychologie, sind vom Herausgeber gebeten worden, zu diesem Positionspapier Stellung zu nehmen. Den Feststellungen zur Bedeutung der Allgemeinen Psychologie für die Forschung und die Lehre des gesamten Faches Psychologie stimmen wir ausnahmslos zu. Wir als Biologische Psychologinnen und Psychologen sehen in der Allgemeinen Psychologie eine zentrale Leitdisziplin unseres ganzen Fachs. Allerdings bleibt es uns unverständlich, wenn in dem vorliegenden Positionspapier die kognitiven Neurowissenschaften wiederholt als eine Gefährdung der Psychologie bezeichnet werden – einer Position, der wir nicht zustimmen können. Die Autoren führen damit eine sehr ähnliche Argumentation fort, wie sie Vertreter der Allgemeinen Psychologie bereits in dem von Lutz Jähnke und Franz Petermann 2010 herausgegebenen Sonderheft der Psychologischen Rundschau zum Thema „Wie viel Biologie braucht die Psychologie“ vorgebracht haben (vgl. Hommel, 2010; Mausfeld, 2010). In Erwiderung dieser Argumente könnten wir insofern hier schlicht auf den von den damaligen Sprechern unserer Fachgruppe publizierten Kommentar zum Themenheft verweisen (Stockhorst, Born & Kirsch, 2011). Da die Kernpunkte jedoch nicht an Aktualität verloren haben und uns die Einheit des Faches inklusive der biopsychologischen Forschung am Herzen liegt, tragen wir sie hier in aller Kürze nochmals vor: Wir sind der Meinung, dass mit dem verstärkten Aufkommen der kognitiven (und inzwischen auch der affektiven) Neurowissenschaften eine Stärkung und nicht eine Gefährdung der Allgemeinen Psychologie verbunden war und ist. Die vielversprechenden Ansätze der kognitiven und affektiven Neurowissenschaften bedienen sich durchgehend Paradigmen und Theorien aus der Allgemeinen Psychologie. Wir haben deswegen seinerzeit postuliert, dass die Psychologie, und hier gerade die Allgemeine Psychologie, eine Leitdisziplin der Kognitiven Neurowissenschaften ist (Stockhorst et al., 2011). Während man durchaus Psychologie ohne Neurowissenschaften betreiben kann, wie das Positionspapier zu recht anmerkt, kann man kognitive und affektive Neurowissenschaften eben nicht sinnvoll ohne die

Grundlagen der Psychologie betreiben. Der Erkenntnisgewinn der kognitiven und affektiven Neurowissenschaften ist also ohne psychologische Theorien, Modelle und Methoden nicht denkbar. Wir plädieren daher ausdrücklich dafür, dass wir wissenschaftlich tätigen Psychologinnen und Psychologen prinzipiell – und spezifisch die Allgemeinen Psychologinnen und Psychologen – selbstbewusster auftreten und die Neurowissenschaften nicht als eine Bedrohung des Fachs ansehen. Vielmehr sollte man sie als eine Disziplin verstehen, die ohne die (Allgemeine) Psychologie weder denkbar noch (fort)entwickelbar wäre.

Wir möchten ein solch selbstbewusstes Auftreten mit der provokanten, aber aus unserer Sicht plausiblen These unterstreichen, dass die kognitiven und affektiven Neurowissenschaften eigentlich psychologische Disziplinen sind. Schon historisch ist es wenig nachvollziehbar, wenn hier Abgrenzungskämpfe geführt werden, entspringen doch experimentelle und biologische Ansätze in der Psychologie gemeinsamen Wurzeln. Wir erinnern daran, dass Wilhelm Wundt, der Gründer des ersten Instituts für experimentelle Psychologie und damit Urvater der Allgemeinen Psychologie, als eines seiner Hauptwerke die „Grundzüge der Physiologischen Psychologie“ veröffentlichte (Wundt, 1874). Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Emil Kraepelin, einer der Gründerväter der wissenschaftlichen Psychiatrie wie auch der Begründer der Pharmakopsychologie, als Schüler Wundts angesehen werden kann. Auch Robert Sommer, der Ausrichter der ersten Konferenz für experimentelle Psychologie, war Ordinarius für Psychiatrie in Gießen. Die experimentelle Psychologie ist damit schon historisch eine Leitwissenschaft biomedizinischer Fächer und hat seit ihren Anfängen von ihrer Kooperation mit diesen Fächern profitiert. Mit dem Aufkommen der kognitiven und affektiven Neurowissenschaften entstand eine neue Chance, dass die Psychologie und andere neurowissenschaftlich arbeitende Fächer wieder näher zusammenrücken und damit die federführende Rolle der Psychologie in diesen Fächern wieder deutlicher sichtbar wird. Diese Chance sollten wir nicht durch unnötige Grabenkämpfe gefährden. Auch gerade angesichts der Gefahr, dass die neurowissenschaftlich arbeitenden Psychologinnen und Psychologen sich dadurch von ihrer Mutterdisziplin ausgegrenzt fühlen und in andere Disziplinen abwandern könnten, müssen wir unsere Gemeinsamkeiten betonen und ausgrenzende Demarkationen verhindern. Natürlich verstehen wir, dass hier implizit auch immer Verteilungskämpfe um immer knappere Ressourcen eine Rolle spielen und häufig der Eindruck entsteht, dass der Preis, den das Wissenschaftssystem für manchmal durchaus überschaubare

Erkenntniszuwächse aus den kognitiven Neurowissenschaften zu zählen hat, zu hoch ist. Diese Diskussion kann, sollte man sogar führen. Sie sollte aber offen zum Thema ausgetragen werden und nicht die Spaltung von historisch zusammen gehörenden Disziplinen befördern, die im Grunde doch das gemeinsame Ziel eint, menschliches Verhalten und Erleben besser beschreiben, erklären und vorhersagen zu können.

Im Prinzip findet sich aus unserer Sicht in der Diskussion um die Bedrohung der Psychologie durch die Neurowissenschaften ein ähnliches Grundmotiv wie in der Diskussion um die Reform des Psychologiestudiums. Es ist die Frage, ob wir die Gemeinsamkeiten oder die Unterschiede innerhalb des Faches der Psychologie betonen wollen. Ob wir die potentiellen Schwächen einer Teildisziplin in den Vordergrund stellen oder ob wir die Entwicklungen dazu nutzen, durch eine gemeinsame Vision der wissenschaftlichen Psychologie, das Fach als Ganzes zu stärken. Wir plädieren nachdrücklich für eine solche gemeinsame Weiterentwicklung unseres Fachs, die sich aber nicht in der gebetsmühlenartig vorgetragenen Floskel von der „Einheit des Fachs“ erschöpfen darf, sondern nur in einem durch Respekt und Wertschätzung für die jeweils anderen Teildisziplinen geprägten Diskurs gelingen kann.

Als große Bewährungsprobe für einen solchen gemeinsamen, verbindenden und nicht spaltenden Weg stellt sich nun die Reform des Psychologiestudiums und die Integration der Psychotherapieausbildung in dieses Studium dar. Wenn die Autoren des Positionspapiers darauf hinweisen, dass eine sinnvolle Anwendung der Psychologie nur auf dem Boden einer fundierten und umfangreichen Ausbildung ihrer Grundlagen möglich ist, dann stimmen wir hier uneingeschränkt zu. Dies ist aber natürlich auch das Leitmotiv des DGPs-Modells zum Psychotherapiestudium und das seiner Verfechter. Alle möchten den polyvalenten Bachelor und propagieren eine fachlich breite Ausbildung im Master; auch diese Ansicht teilen wir. Wenn es diese gemeinsame Überzeugung nun tatsächlich gibt, so ist es aus unserer Sicht entscheidend, gemeinsam mit den Vertretern der Grundlagenfächer, sicher zu stellen, dass die Ausbildung in Grundlagen und Methoden im Masterstudiengang eben nicht reduziert wird, sondern in einem Umfang erhalten bleibt, der es rechtfertigt, dass auch künftige Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten einen Master in Psychologie erhalten. Auch hier plädieren wir entschieden dafür, nicht separatistische Argumente aufzuzählen, die implizieren, dass die Bedeutung der Psychotherapie nicht so groß sei, wie es von den entsprechenden

Vertretern propagiert wird, sondern nachdrücklich die Bedeutung der Grundlagenfächer für eine Ausbildung zum Psychotherapeuten im Bewusstsein zu halten.

Unabhängig von der jeweiligen Berechnungsgrundlage kommen wir nicht an der Tatsache vorbei, dass ein großer Teil unserer Studierenden das Berufsziel der Psychotherapeutin / des Psychotherapeuten hat. Anne Plischke findet in ihrer Online-Befragung von 801 Studierenden der Psychologie eine Rate von 75%, die als Berufsziel eine Tätigkeit im therapeutisch-beratenden Bereich angeben (Plischke, 2014). Insofern haben wir es hier nicht mit einem klassischen Zielkonflikt zu tun, sondern mit der Frage, wie wir dieser Realität unter Erhalt der Einheit unseres Faches gerecht werden. Wir könnten uns zwischen einem Fortbestehen als kleines, eher unbedeutendes, aber grundlagenwissenschaftlich erschöpfendes Fach oder einem weiterhin stark von Studierenden nachgefragten und für nahezu jede Universität attraktiven anwendungsnahen Fach entscheiden. Im ersten Fall müssten wir aber in Kauf nehmen, dass die komplette Ausbildung von Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten an Fachhochschulen oder an medizinische Fakultäten abwandert und damit ein Kernbereich der Psychologie aus dem Fach entfernt wird. Das wäre allerdings weder für das Fach noch für die Qualität seiner klinischen Anwendung in der Zukunft ein wünschenswertes Szenario. Im zweiten Fall müssten wir akzeptieren, dass die Klinische Psychologie, bedingt durch die Nachfrage der Studierenden, auch zukünftig eine gewisse Dominanz im Fach Psychologie ausübt. Auch dies ist aber ein Szenario, das nicht jeder Grundlagenwissenschaftler als besonders erstrebenswert ansieht. Wir müssen uns damit eigentlich entscheiden, ob wir innerhalb unseres Faches mehr Abgrenzung oder mehr Gemeinsamkeit wollen. Wir plädieren hier ganz entschieden dafür, uns der Gemeinsamkeiten unseres Fachs stärker bewusst zu werden und der Versuchung zu widerstehen, innerhalb des Faches Fronten zu errichten. Eine stärkere Einheit nach innen erlaubt dann auch eine bessere Abwehr der Bedrohungen von außen. Nur so können wir deutlich machen, dass eine adäquate Anwendung psychotherapeutischer Ansätze weder ohne Kenntnisse allgemeinpsychologischer Theorien, Methoden und Modellen, noch ohne ein fundiertes Wissen über die (neuro)biologischen Grundlagen des Verhaltens und Erlebens von Menschen denkbar ist. Eine solche Ausbildung kann und sollte man aber nur an einem universitären psychologischen Institut erhalten. Und auch nur dann, wenn die benötigte Erhöhung der anwendungsassoziierten Lehre nicht auf Kosten der Grundlagenfächer geht. Nur gemeinsam können wir durchsetzen, dass, wenn die Politik aus guten Gründen eine Ausbildung von Psychotherapeutinnen und

Psychotherapeuten an den Universitäten wünscht, dies nur mit einer deutlichen Steigerung der finanziellen Ausstattung der psychologischen Institute möglich sein wird. Widerstehen wir also den Abgrenzungstendenzen und stärken wir unsere Gemeinsamkeiten. So können wir das enorme Potenzial, das unser Fach in all seiner Vielfältigkeit bietet, nutzbringend für seine erfolgreiche Weiterentwicklung einsetzen. Onur Güntürkün hat den letzten Kongress der DGPs unter das Leitbild des byzantinischen Mosaiks gestellt, das die Einheit in der Vielfalt symbolisiert. Dieser Einheit sollten wir uns bewusst sein und die Vielfalt als Bereicherung und nicht als Bedrohung sehen.

Literatur

- Plischke, A. (2014). *Das Fach (Klinische) Psychologie an deutschsprachigen Hochschulen : eine Onlinestudie unter Psychologiestudierenden zu den Themen Studienzufriedenheit, Repräsentation der Therapieverfahren, Wissenschaftsverständnis und Veränderungswünsche*. Universität Konstanz, Diplomarbeit (URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-288230>).
- Stockhorst, U., Born, J. & Kirsch, P. (2011). Psychologie nicht ohne Biologie – Antworten auf eine (rhetorische?) Frage. *Psychologische Rundschau*, 62(2), 116-119.
- Wundt, W. (1874). *Grundzüge der Physiologischen Psychologie*. Leipzig: Wilhelm Engelmann.

Prof. Dr. Peter Kirsch
Zentralinstitut für Seelische Gesundheit
Medizinische Fakultät Mannheim
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg
J5
68159 Mannheim
E-Mail: peter.kirsch@zi-mannheim.de

Prof. Dr. Andrea Kübler
Universität Würzburg
Institut für Psychologie
Lehrstuhl für Psychologie I, Abteilung Interventionspsychologie
Marcusstraße 9-11
97070 Würzburg
E-Mail: andrea.kuebler@uni-wuerzburg.de

Dr. Gordon B. Feld
Universität Tübingen
Institut für Medizinische Psychologie und Verhaltensneurobiologie
Otfried-Müller-Straße 25
74076 Tübingen
E-Mail: gordon.feld@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Boris B. Quednow
Experimentelle und Klinische Pharmakopsychologie
Psychiatrische Universitätsklinik Zürich
Lenggstrasse 31
CH 8032 Zürich
E-Mail: quednow@bli.uzh.ch